

Lisa Wingate

SEEGLAS 
Schwestern


Francke

Die Seeglasschwestern

Kapitel 1

Je mehr Zeit vergeht, bevor etwas passiert, desto besser. Aber so läuft es an einem ganz normalen Tag in einer ganz normalen Woche nicht. Im Leben hechelt man eigentlich immer mit halsbrecherischer Geschwindigkeit halb erschöpft von einer Sache zur nächsten – da sind die Kinder, die Arbeit, die Rechnungen, der Elternabend, der Kuchenverkauf an der Schule, der Flohmarkt zugunsten der Cheerleader, die Beziehung zum Ehepartner ...

Manchmal frage ich mich, ob sie unter all dem schläft – die *alte* Elizabeth Gallagher, die Frau, die alles im Griff zu haben schien. Oder war sie schon immer nur ein Fantasieprodukt, hervorgegangen aus dem Durcheinander vor achtzehn Jahren, als eine unerwartete Schwangerschaft zu einer überstürzten Eheschließung von zwei verliebten Teenagern führte? Sie war so fest entschlossen, allen Skeptikern zu beweisen, dass sie es schaffen würde: allen Statistiken zu trotzen. Die perfekte Familie zu gründen. Sich ein Leben aufzubauen, auf das sie stolz sein konnte.

Stolz ist eine Dampfwalze. Er macht den Weg eine Weile lang frei, aber früher oder später schaltet er in den Rückwärtsgang und dann ... *Vorsicht!* Vielleicht haben es alle anderen kommen sehen und sind deshalb in letzter Zeit auf Abstand gegangen.

Und jetzt *das!*

Ich blicke aus dem Erkerfenster des Hauses, das eigentlich unser Traumhaus sein sollte. Selbst die Eichen sind inzwischen groß geworden. Die Eichen, die das Bilderbuchleben in diesem Haus perfekt abrunden sollten und unserem anfänglichen Widerwillen, auf dem Hektar öden Ackerlandes, das seit Jahrhunderten in Familienbesitz ist und unser Hochzeitsgeschenk war, ein Haus zu bauen, den Wind aus den Segeln genommen haben.

Herbstblätter wehen über *Die Familienfarm*, wie wir das weitläufige Gelände liebevoll nennen. In bunten Farben umtanzen sie

die Häuser von Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen. Leider kann eine hübsche Blätterschicht das, was hier im Argen liegt, nicht übertünchen. Sie kann auch das »Zu verkaufen«-Schild auf der anderen Straßenseite nicht verschwinden lassen. Beim Anblick dieses Schildes fühle ich mich wie eine Schaufensterpuppe auf einem Testgelände der Regierung in den 1950er-Jahren, die jeden Moment ungefragt an einem Atomtest teilnehmen müssen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als auf die Explosion der Bombe zu warten. Ich weiß, dass sie hochgehen wird.

Einen schlechteren Tag könnte es dafür nicht geben.

Ich würde die Kinder gern zur Schule verabschieden, bevor es kracht. Und versuchen, ihnen vorher eine Umarmung zu entlocken – eine, die sich nicht so anfühlt, als wäre sie völlig einseitig. Aber vermutlich werden sie wieder an mir vorbei zu Jessicas Auto hasten, reinspringen und genauso schnell das Weite suchen wie Bankräuber in einem Fluchtauto. Meistens müssen sie sich beeilen, um noch rechtzeitig zu kommen. Micha beklagt sich oft, dass er zu spät dran ist, nur weil seine große Schwester ihre tiefblauen Augen mit Eyeliner nachfahren und ihre goldblonden Locken in Form bringen musste. Sie erinnert mich so sehr an mich selbst in dem Alter, dass es fast wehtut. Würde man das blonde Haar gegen brünettes austauschen, sähen wir uns auf unseren Cheerleaderfotos zum Verwechseln ähnlich.

Während der Fahrt wird sie ihrem Bruder einen finsternen Blick zuwerfen, genauso wie ich es gemacht hätte. Sie ist frustriert, weil er zusätzliche Kurse belegt hat, um die Schule ein Jahr früher abschließen zu können. Dadurch ist er in ihrem Abschlussjahrgang, obwohl er eigentlich eine Klasse unter ihr sein sollte. Sie will ihn nicht in ihrem Auto haben und er sitzt dort auch nur, weil wir sie zwingen, ihn mitzunehmen. Sie hat das Auto zwar von ihrem Ersparten gekauft, aber wir bezahlen das Benzin und die Versicherung.

Höchstwahrscheinlich wird den Kindern das Schild auf der anderen Straßenseite gar nicht auffallen. Aber es wird eine glühende Feuerblase und eine Pilzwolke, gefolgt von heftigem fami-

liärem radioaktivem Niederschlag, auslösen, sobald Onkel Butch es entdeckt. Er wird auf keinen Fall tatenlos dabei zusehen, wie seine Schwester dieses Grundstück verkauft.

Ich lasse den Kopf auf den Tisch sinken direkt neben der Schüssel mit Hafergrütze, die nach der Nachtschicht sowohl mein Frühstück als auch mein Abendessen darstellt – etwas Gutverträgliches, damit ich mich nicht übergebe, sobald es in meinen Magen gelangt. Er rumort schon seit etwa der Hälfte meiner Arbeitszeit schmerzhaft. Erschöpft schließe ich die Augen.

Heute Morgen ist ein kleines Mädchen als vermisst gemeldet worden. Wenn ich nur schneller reagiert hätte, wenn ich es nicht vermasselt hätte, wenn nur meine Hirnwindungen nicht zum allerersten Mal, seit ich diesen Job mache, vor Erschöpfung und durch das Gedankenchaos wegen meiner Familie blockiert gewesen wären, als der Anruf in der Rettungsleitstelle einging, könnte dieses Mädchen längst wieder zu Hause sein. Sicher und geschützt in den Armen seiner Mutter.

Doch stattdessen bin ich wie in Schockstarre, weil das Schlimmste passiert sein könnte und ich daran schuld wäre. Wenn ein Kind nicht innerhalb der ersten drei Stunden gefunden wird, sinken die Erfolgschancen dramatisch.

Während mich der Schlaf in seine Tiefen ziehen will, gehe ich den Anruf erneut durch. Ich lasse den Moment Revue passieren und versuche das, was passiert ist, zu ändern, den Schaden wiedergutzumachen.

Die Anruferin schluchzt, sie ist in Panik. Sie steht ganz allein auf dem Parkplatz von *Cappie's Quick Mart* bis auf einen freundlichen Lastwagenfahrer, der sie hysterisch schreiend herumlaufen sah und angehalten hat, um zu fragen, was passiert ist.

»Sie ... sie war ... hi...!« Das Wort *hier* geht in einem stöhnenden Heulen unter, das klingt, als käme es aus der Kehle eines Tieres. »Sie ... sie hat ... auf dem Sitz ge...schlafen. Auf dem Rücksitz mit ... mit dem Baby. Ich war ... nur eine M-Minute fort. Hö-höchstens zwei.«

Ich versuche, sie zu beruhigen, herauszufinden, was genau pas-

siert ist. Sie ist mehrere Minuten völlig hysterisch. Das erschwert das Gespräch erheblich, obwohl es mir gelingt, ihren Namen und den Namen des Geschäfts in Erfahrung zu bringen und zu schlussfolgern, dass es sich möglicherweise um eine Entführung handelt. Diese Informationen tippe ich umgehend in den Computer ein, um sie an die Einsatzfahrzeuge weiterzugeben.

Die Einsatzteams sind unterwegs, aber *Cappie's Quick Mart* befindet sich draußen an der Old Collier Road, weitab vom Schuss. Sie werden eine Weile brauchen.

Die Anruferin lallt. In mir keimt der Verdacht auf, dass sie betrunken ist oder Drogen genommen hat. Aber vielleicht ist es auch nur die Aufregung und Panik. Ich tue das, was Mitarbeiter der Rettungsleitstelle bei ihrer Ausbildung lernen: Ich spreche sie mit ihrem Namen an. Trista. Sie klingt unglaublich jung und erinnert mich so sehr an meine Jessica. Ist sie die Schwester des vermissten Mädchens, die Babysitterin, eine Freundin oder die Mutter? Ich versuche immer noch zu klären, was passiert ist.

Adrenalin durchflutet mich, aber mein Hirn schaltet nicht so schnell, wie es sollte. Es verhält sich wie eine Festplatte, die rattert und rattert, es aber nicht schafft, die richtigen Daten zu finden. Ich greife nach dem Handbuch im Regal über dem Schreibtisch – den Anweisungen, die wir bei der Einarbeitung neuer Mitarbeiter verwenden.

Bei vielen Notrufen stellt sich später heraus, dass alles ganz harmlos war, denke ich. Das sage ich neuen Mitarbeitern immer wieder. Oft wurde das Kind entweder von einem anderen Familienmitglied abgeholt oder sitzt arglos irgendwo und spielt oder es hat etwas angestellt und versteckt sich, weil es Angst vor Bestrafung hat.

Bitte, lass diese Sache harmlos sein! Die Worte in meinem Kopf scheinen in einen leeren Raum zu strömen und dort zu verpuffen. Selbst das empfinde ich als falsch. Früher wusste ich, dass sich solche Worte nicht im Nirgendwo in Luft auflösen, sondern dass jemand sie hört.

Anstatt zu improvisieren, lese ich die Sätze aus dem Handbuch

vor. Ich weiß, dass es dadurch langsamer geht, aber heute Nacht erscheint mir diese Vorgehensweise sicherer. Mit mir stimmt etwas nicht, und wenn ich ehrlich bin, weiß ich das schon eine ganze Weile. Ich habe seit geraumer Zeit Angst, dass so etwas passieren könnte.

Das hier ist mein persönlicher Albtraum.

Ich frage Trista, ob irgendjemand bei ihr ist, mit dem ich sprechen kann. Jemand, der dabei war, als das Kind verschwunden ist. Bei ihr ist nur der Lastwagenfahrer und er weiß nichts, außer dass er um drei Uhr morgens auf einem Parkplatz eine Frau gesehen hat, die völlig hysterisch wirkte. Im Hintergrund dröhnt der Straßenverkehr. Der Lastwagenfahrer erzählt mir, dass die Leute im Geschäft auch nichts gesehen haben. Nur eine Frau, die ein paar Minuten, nachdem sie den Laden verlassen hatte, panisch schrie.

Ich bitte ihn, Trista das Telefon zurückzugeben und dann in ihrem Auto nachzusehen, ob sich darin ein Baby befindet. Haben wir es hier mit einem vermissten Kind zu tun oder mit zwei?

»Okay, Trista, bitte atmen Sie tief durch. Beruhigen Sie sich und sprechen Sie mit mir. Sie sind nicht allein. Wir tun alles, um Ihre Kleine wohlbehalten nach Hause zu bringen.« Mein Magen verkrampft sich. In meiner Kehle steigen der Geschmack des Schinkenbrötchens und der des Energydrinks auf, die ich um ein Uhr morgens zu mir genommen habe. »Ist sie Ihre Schwester oder Ihre Tochter?«

»M-mein Mädchen ... mein kleines Mädchen ...«, schluchzt sie.

Meine Besorgnis wächst. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich es hier mit einer Jugendlichen zu tun habe, die zwei kleine Kinder hat. »Wie heißt sie?«

»Em ... Emily.«

»Und wie alt ist Emily?«

»V-vier ... f-fünf. Sie ist gerade fünf geworden.« Trista klingt jetzt klarer, ihre Worte sind besser zu verstehen. »Wir wo-wollten dieses Wochenende ihren Geburtstag feiern ...«

Ich registriere, dass sie *wollten* sagt. Wieder habe ich den Ge-

schmack von Galle im Mund. Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn Eltern von einem vermissten Kind in der Vergangenheitsform sprechen.

Sie bricht in bitterliches Weinen aus und es dauert viel zu lange, bis ich sie dazu bringen kann, mir wieder zuzuhören. Uns läuft die Zeit davon. Für die Einsatzteams brauche ich dringend eine Beschreibung des Mädchens.

»Trista ... *Trista!*« Ich bin jetzt streng, klinge wie eine Lehrerin, die ihre Schülerin auffordert, sich zu konzentrieren. »Welche Haar- und Augenfarbe hat Emily?«

»B-blond ... b-blau.«

»Ich muss wissen, was Emily anhatte, als Sie sie das letzte Mal gesehen haben. Jedes Detail, das Sie mir nennen können, ist wichtig.«

Doch anstatt meine Frage zu beantworten, beschreibt sie noch einmal, wo sie ist. Sie ist vor *Cappie's Quick Mart*. Sie ist hergefahren, um Zigaretten zu kaufen.

Um drei Uhr morgens?! Ich werfe einen Blick auf den Monitor.

Die Stimme der Anruferin klingt jetzt weit weg. Trotz des pausenlosen Verkehrslärms und des lauten Hupens kann ich hören, wie sie den Namen ihres Mädchens brüllt. Ich winde mich innerlich.

»Trista!« Meine Stimme hallt in der Rettungsleitstelle wider. »Legen Sie nicht auf. Bleiben Sie dran. Sprechen Sie mit mir.«

Carol kommt aus dem Aufenthaltsraum gelaufen. Sie hat mich wohl schreien gehört.

Ich halte das Mikrofon zu und flüstere schnell: »Vermisste Person, weiblich, fünf Jahre.« Mein Herz hämmert wie wild. Ich deutete auf den Bildschirm.

Dann nehme ich die Hand wieder vom Mikrofon. »Trista! *Trista!* Was hatte Emily an? Sie müssen mir sagen, was sie anhatte.«

»Sie ist fo-ort! Sie ist fo-ort!«

»Was hatte Emily an?«

»Ein T... ein T... T-Shirt«, bringt Trista schließlich mit einem Schluckauf heraus. »Ein Ar-Arbeitsshirt von Wade. Er ... er ... es

... es war sein ... sein letztes ...sau...sauberes ... Vielleicht hat sie gedacht, ich schi...schimpfe mit ihr ...«

Ich notiere gleichzeitig mehrere Punkte und leite die Informationen an die Einsatzteams weiter. Es gibt einen Mann, möglicherweise einen Familienstreit, zum jetzigen Zeitpunkt ist der Aufenthaltsort des Mannes nicht bekannt.

»Welche Farbe hat das T-Shirt?« Wenn es ein Männershirt ist, ist es für eine Fünfjährige viel zu groß und sie trägt es wahrscheinlich als Nachthemd.

»Ro-rot ... oder blau. Ich wei... weiß es nicht. Er hat ... er hat ... Ich weiß nicht ... Mein *Babyyy!* Wo ist mein Baby?«

»Sie müssen sich beruhigen, Trista.« Es ist schon so viel Zeit vergangen. Wie lang dauert es noch, bis die Einsatzfahrzeuge bei ihr sind? Ich schaue auf den Bildschirm. Sie sind immer noch mehrere Kilometer entfernt. »Was hat Emily sonst noch an? Eine Hose? Schuhe? Eine Jacke?«

»Nein!«, schluchzt Trista. Meine Fragen frustrieren sie jetzt. »Nur das Shirt! Nur das Shirt.«

Ich erschauere. Es ist Mitte Oktober und wir leben in Michigan. Im Geiste sehe ich das kleine Mädchen bibbernd und barfuß am Straßenrand entlanglaufen. Die blonden Haare hängen zerzaust um ihr Gesicht, aus ihren Augen spricht die nackte Angst.

Und dann hoffe ich, dass es so ist. Ich hoffe, dass sie irgendwo durch die Gegend läuft. Allein. Weit weg von dem dröhnenden Verkehr, der im Hintergrund zu hören ist.

Neben mir hat Carol sich Kopfhörer aufgesetzt und verfolgt das Gespräch. Sie beugt sich zum Bildschirm hinunter, während ich versuche, weitere Informationen aus Trista herauszubekommen, die erneut in ein unverständliches Schluchzen ausgebrochen ist.

Carol beugt sich noch weiter vor und schüttelt den Kopf. Dann schaut sie mich direkt an und ihre grauen Augenbrauen ziehen sich zusammen. »Der *Cappie's Quick Mart* an der Old Collier Road hat so spät nachts nicht geöffnet. Dort draußen führt auch keine belebte Straße vorbei. Sie muss beim neuen *Super Cappie's* sein, der direkt an der Umgehungsstraße aufgemacht hat.«

Ich schließe für einen kurzen Moment die Augen. Mir ist übel, heiß, ich bin völlig benommen. Doch dann trifft mich die Erkenntnis wie ein greller Blitzschlag.

Ich wohne schon mein ganzes Leben lang in diesem Bezirk. Mir hätte bewusst sein müssen, dass bei *Cappie's* an der Old Collier Road kein Verkehrslärm zu hören ist und um diese Zeit niemand dort einkaufen kann. Mir hätte klar sein müssen, dass Trista woanders ist ...

Das Telefon klingelt und im ersten Moment bin ich immer noch in der Rettungsleitstelle und versuche, den eingehenden Anruf über mein Headset zu beantworten. Aber das geht nicht, ich habe gar keins auf. Das Telefon hört einfach nicht auf zu klingeln.

Ich fahre aus dem Schlaf hoch, hebe den Kopf vom Küchentisch und greife eilig nach meinem Handy. Helles Vormittagslicht scheint durchs Fenster und im ganzen Haus ist es still.

Ein halbes Dutzend Gedanken bestürmen mich gleichzeitig. Die Kinder haben sich offenbar unbemerkt aus dem Haus geschlichen und es nicht für nötig erachtet, mich zu wecken. Auf der anderen Straßenseite spiegelt sich das Sonnenlicht wie ein Leuchtfeuer auf dem Verkaufsschild des Immobilienmaklers. Mein Auto steht allein in der Einfahrt. Das bedeutet, dass Robert übers Wochenende in die Blockhütte im Wald gefahren ist, statt nach seiner Dienstreise nach Hause zu kommen. Schon wieder.

Es ist Carol, die mich anruft.

Ich möchte mich im nächsten Schrank verkriechen, mich zusammenrollen und weinen. Nach einem kurzen Durchatmen gehe ich trotzdem ran. »Ja?«

»Im Straßengraben einige Kilometer vom neuen *Cappie's* entfernt wurde etwas gefunden«, teilt mir Carol nüchtern mit. »Ein T-Shirt von einem Autozubehörladen. Rot.«

Kapitel 2

Ich gehe ins Schlafzimmer, schäle mich aus der matschigen Kleidung und lasse sie auf den Teppich fallen, ohne mich darum zu scheren, dass es mitten am Nachmittag ist und die Kinder jeden Moment aus der Schule nach Hause kommen können.

Nachdem ich eine ganze Woche lang jede freie Minute damit verbracht habe, mit einem ehrenamtlichen Suchtrupp die Wälder zu durchkämmen und in Müllhaufen und Straßengräben voller vermodertem Laub vom Vorjahr zu stochern, will ich jetzt einfach nur ins Bett fallen und schlafen. Ich befinde mich im Familienkonflikt-Vermeidungsmodus und das weiß ich. Im Moment sind das Teenagerdrama zum Schuljahresbeginn und der Aufstand wegen des Verkaufsschildes auf der anderen Straßenseite wie ein Grundrauschen, das unerträglich laut in meinen Ohren dröhnt. Ich will einfach nur die kleine Emily finden. Ich will diejenige sein, die den entscheidenden Hinweis ausgräbt, der zu ihrer Entdeckung führt. Lebendig.

Irgendwie muss ich meinen Fehler wiedergutmachen. Ich muss die Sache wieder in Ordnung bringen.

Meine Familie versteht das nicht. Sie kapiert nicht, warum ich mich stundenlang den ehrenamtlichen Suchtrupps anschließe, um Emily zu finden. Natürlich haben sie von der groß angelegten Suchaktion gehört. Überall hängen Plakate, im Fernsehen wird pausenlos darüber berichtet, werden flehende Bitten von Emilys Mutter und ihren panischen Großeltern ausgestrahlt. Aber meine Familie weiß nicht, dass ich diejenige war, die den Notruf entgegengenommen hat.

Ich kann nicht einmal sagen, warum ich es ihnen nicht erzählt habe. Vielleicht kann ich es einfach nicht ertragen, es laut auszusprechen. Vielleicht will ich ihnen nicht zeigen, wie aufgewühlt ich bin, wie groß meine Furcht ist, dass Emilys Entführer irgend-

wo beim neuen *Cappie's* an der Umgehungsstraße ungehindert in der Nacht untertauchen konnte, während ich die Einsatzkräfte zur Old Collier Road geschickt habe. Vielleicht habe ich Angst, dass sie nicht einmal von ihren Smartphones aufblicken, wenn ich ihnen meine Schuld gestehe und erzähle, was genau passiert ist. Oder mit einem desinteressierten *Du hast einfach nicht alles in der Hand, Elizabeth* reagieren. Und dann das Thema wechseln und wieder auf das brodelnde Familiendrama wegen des Immobilienverkaufs zu sprechen kommen. Selbst die Kinder wurden inzwischen in die Angelegenheit mit hineingezogen. Sie stellen sich natürlich auf die Seite von Onkel Butch und meiner Mutter.

In Roberts Fall wäre die Antwort wahrscheinlich eher ein lapidares *Tut mir leid, dass du eine schwere Woche hattest. Hör zu, ich fahre in den Nordwald und arbeite an der Blockhütte weiter. Ich brauche einfach ein wenig Abstand.*

Ich frage mich, ob er wirklich in der Blockhütte ist, gleichzeitig will ich es gar nicht wissen. Das ist nur eine von vielen weiteren Sorgen, die wie ein Windrad unablässig in meinem Kopf kreisen.

Jessica ist letzte Woche nicht zum Zulassungstest fürs Studium erschienen, zu dem sie angemeldet war. Sie ist einfach nicht hingegangen! *Du hast mir nie gesagt, dass du mich angemeldet hast, hat sie behauptet. Na toll! Jetzt verpasse ich wegen des Wiederholungstermins wahrscheinlich ein Volleyballturnier!*

Micha hat eine neue Freundin. Ein Mädchen, das neu an der Schule ist, weil es an der alten Schule Probleme gab. Wenigstens lautet so die Warnung einer anderen Mutter, deren Sohn im letzten Sommer mit dem Mädchen zusammen war.

Als mein Blick auf die Straße fällt, sehe ich, dass Onkel Butch und Mom vor dem kleinen Haus stehen, das sich meine Mutter gebaut hat, nachdem Dad starb und sie das große Haus an meinen Bruder und seine Frau verkauft hat. Die beiden führen eine hitzige Diskussion.

Onkel Butch fuchtelte mit den Armen vor Moms Gesicht herum. Mit seinen ein Meter neunzig überragt er ihre eins fünfzig um Längen. Aber davon lässt sie sich nicht einschüchtern. Mei-

ne Mutter mag zwar brünett sein, aber sie hat das Feuer einer waschechten Rothaarigen.

In diesem Moment hebt sie frustriert die Hände. Ich weiß, was sie sagt. Sie hat meine Tante Sandy auf den Outer Banks in North Carolina mehrmals angerufen, aber Tante Sandy rückt keinen Millimeter von ihrem Standpunkt ab. Sie ist fest entschlossen, ihre acht Hektar Anteil an der Familienfarm zu verkaufen, um den Laden am Meer zu retten, der nach den großen Hurrikan-Schäden im letzten Jahr fast ihre gesamten Ersparnisse verschlungen hat.

Onkel Butch hat bereits alle Register gezogen und von einem zermürbenden Rechtsstreit um das Nutzungsrecht für das Land bis hin zu einem Ausschluss aus der Familie keine Drohung ausgelassen. Doch das wird ihm nicht viel helfen. Tante Sandy ist das Nesthäkchen der Familie und auch nicht viel größer als eins fünfzig, aber sie ist eine Naturgewalt. Eine Rebellin. Sie wird nicht nachgeben, auch wenn sich alle anderen noch so sehr ereifern und versuchen, ihr klarzumachen, dass es vernünftiger wäre, den Traum von einem Lebensabend am Meer endlich aufzugeben. Dieser Traum ist der Grund, warum Tante Sandy und Onkel George seit achtzehn Jahren nicht mehr auf der Familienfarm leben.

Ich habe ihren kleinen Laden am Meer noch nie gesehen, obwohl er nur eine Tagesfahrt entfernt ist. Falls ich dieses Leben, das sich meine Tante und mein Onkel aufgebaut haben, seit ihre Kinder aus dem Haus sind, in irgendeiner Weise anerkennen würde, könnte ich mir für den Rest meines Lebens Vorwürfe von Mom und Onkel Butch anhören. Je älter sie werden, desto festgefahrener sind sie in ihren Ansichten. Meine Mutter kann sich nicht vorstellen, dass *irgendjemand* weiter als einen Steinwurf von seinen Kindern und Enkeln entfernt wohnen will.

Ich kann mir das in letzter Zeit sehr gut vorstellen. Wenn ich nach einer anstrengenden Schicht in der Rettungsleitstelle nach Hause komme, würde ich manchmal am liebsten selbst die Flucht ergreifen und ans Meer fahren.

Ich verfolge die hitzige Diskussion auf der anderen Straßen-

seite, bis den beiden die Luft ausgeht. Onkel Butch stolziert mit steifen Schritten zu seinem Auto und rast davon. Er gibt so viel Gas, dass der Schotter spritzt und die Reifen quietschen. Vermutlich hat er diesen Fahrstil als Teenager mit Elvis-Frisur in seinem 57er-Chevy perfektioniert. Der Machoauftritt büßt jedoch viel von der beabsichtigten Wirkung ein, wenn er in einem alten, verbeulten Kastenwagen vollzogen wird und man nur 800 Meter die Straße hinauffährt.

Ich fange an zu lachen und frage mich im nächsten Moment, ob ich jetzt endgültig den Verstand verloren habe.

Du bist nur müde, rede ich mir ein. Du brauchst einfach ein paar Stunden Schlaf, bevor du zur Arbeit fährst. Konzentrier dich auf deinen gewohnten Tagesablauf. Verlier nicht die Hoffnung. Als Mitarbeiter der Rettungsleitstelle ist man dazu angehalten, sich die eingehenden Notrufe nicht zu Herzen zu nehmen, aber es ist eine unverrückbare Tatsache, dass einen die Fälle nicht loslassen. Man ergreift diesen Beruf, weil man Menschen helfen will. Das lässt sich nicht einfach ein- und ausschalten.

Aus meiner geöffneten Handtasche spähen mir blonde Locken entgegen – vom Foto auf einem Flyer mit der Bitte um sachdienliche Hinweise zum Verbleib von Emily. Heute haben sie die Suche nach ihr eingestellt. Es wurde einfach schon alles abgesucht.

Wieder sage ich mir, dass ich die Hoffnung nicht aufgeben darf. *Wenn du aufgibst, akzeptierst du mehr oder weniger, dass dieses kleine Mädchen nicht mehr nach Hause kommt.*

Aber die Tränen kommen trotzdem. Ich schließe die Jalousien, schlüpfe ins Bett und mache die Augen zu. Ich bin einfach ... so ... müde ...

Als ich endlich in den Schlaf gleite, läutet es unten an der Haustür. Wer ist das denn? Niemand in der Familie macht sich die Mühe zu klingeln. Alle kommen einfach durch die Garage ins Haus.

Ich ignoriere das Klingeln und hoffe, dass es nur ein Paketdienst ist, der irgendetwas bringt, das Robert für die Blockhütte bestellt hat. All die Urlaubstage, die sich nach siebzehn Jahren bei

der Autofirma angesammelt haben, geben ihm viel Zeit, die Hütte zu renovieren.

Die Glocke läutet wieder. Zweimal. Kurz hintereinander. Hartnäckig.

Ich stehe auf, werfe mir einen Bademantel über und gehe die Treppe hinunter. Noch bevor ich an der Haustür ankomme, erkenne ich den kastanienbraunen Haarschopf auf der anderen Seite des Bleiglases. Mom. Warum sie klingelt, ist mir schleierhaft.

Als ich die Tür öffne, streckt sie mir einen weißen Katzenkorb entgegen. Unter ihrem einen Arm klemmt ihre Katze, Honey, unter dem anderen ein Sack Katzenfutter. »Du musst dich um Honey kümmern.« Wie üblich ist das ein Befehl und keine Bitte. Sie hält mir den Katzenkorb erneut hin. »Hier! Nimm!«

Ich nehme ihr den Korb und das Katzenfutter ab, woraufhin sie an mir vorbei ins Haus rauscht. »Mom, was hat das zu bedeuten?«

Sie tätschelt Honeys Kopf so heftig, dass der Katze bei jeder Bewegung die Augen heraustreten. »Ich fahre zu Sandy und versuche, sie zur Vernunft zu bringen. Das ist die einzige Möglichkeit. Ich lasse *nicht* zu, dass diese Familie oder diese Farm zerbricht, nur weil meine Schwester ihr letztes Geld unbedingt in diesen lächerlichen Laden stecken will. Mutter und Vater haben uns dieses Land nicht vererbt, damit wir es verkaufen und in irgendeine Hütte am Strand ziehen.«

»Mom, erstens ist es ein Geschäft und keine Hütte. Zweitens ist Sandy eine erwachsene Frau. Und drittens wohnt sie schon seit fast zwanzig Jahren dort. Sie weiß, was sie will.«

»Sie weiß gar nichts. Um Himmels willen, sie ist fünfundsechzig! Was glaubt sie denn, wie lange George und sie noch dort wohnen können?« Mom marschiert aufgebracht durch den Flur. Bei jedem ihrer Schritte schaukelt Honeys Hinterteil durch die Luft und die Katze schlägt Halt suchend mit den Pfoten um sich. Dieses Gefühl kenne ich.

»Mom, du kannst Tante Sandy und Onkel George nicht dazu *zwingen*, dort alles aufzugeben und zurückzukommen. Vielleicht kommen sie nie zurück. Wenn sie den Muschelladen irgendwann

einmal nicht mehr betreiben können, wollen sie vielleicht trotzdem dortbleiben ... und ihren Lebensabend auf den Outer Banks verbringen.« Das klingt reizvoll. Den Lebensabend auf einer Insel zu verbringen.

Mom zieht ein Blatt mit Anweisungen aus ihrer Jackentasche und knallt sie im Vorbeigehen auf den Esstisch. Honey krallt sich an der Hüfte meiner Mutter fest und versucht, sich aus ihrem Griff zu befreien. Bis jetzt hat Mom gar nicht bemerkt, wie unwohl sich die Katze fühlt.

»Ich sage dir, was passieren wird! Sie verkauft das Grundstück und steckt das Geld in diesen Laden, und dann, wenn der nächste Sturm zuschlägt oder wenn sie oder George gesundheitliche Probleme bekommen und sie nicht länger an einem so abgelegenen Ort leben können, haben sie kein Zuhause mehr, in das sie zurückkehren können! Und wir müssen damit leben, dass *Fremde* zwischen unseren Grundstücken Häuser bauen! Butch hat nicht genug Geld, um ihr das Land abzukaufen. Und ich auch nicht.«

Inzwischen versucht Honey mit aller Kraft, Moms Würgegriff zu entkommen. Meine Mutter lässt sie los. Schnell springt die Katze auf den Boden und sucht so eilig das Weite, dass ihre Krallen auf den Fliesen wegrutschen, bevor sie fluchtartig um die Ecke biegt.

Mom beachtet die Katze kaum. Sie hat Wichtigeres zu tun. »Ich fahre hin und rede persönlich mit ihr. Ich muss sie zur Vernunft bringen. Eine andere Lösung gibt es nicht.«

Jetzt hat sie es zum zweiten Mal gesagt. Und dieses Mal machen mir ihre Worte ehrlich Sorgen. »Mom, du warst in all den Jahren kein einziges Mal bei Tante Sandy! Jetzt willst du plötzlich zu ihr fahren? Und was dann? Entführst du Tante Sandy und Onkel George und schleppest sie gewaltsam nach Michigan zurück?«

Ihre grünen Augen lodern auf, dann ziehen sie sich unter ihren vom Wind zerzausten Haaren zusammen. Sie ist es nicht gewohnt, dass man so mit ihr spricht. Niemand widerspricht der Rektorin. Es fällt ihr schwer, sich an das Leben im Ruhestand zu gewöhnen. Zumal erschwerend hinzukommt, dass sie nach fast

dreißig Jahren engagierten Einsatzes für ihre Schule zum Kollateralschaden beim Zusammenschluss mit einer anderen Schule wurde.

Die Pensionierung bekommt meiner Mutter nicht. Diese Schule war ihr Herz und ihre Seele. »George ist im Moment nicht einmal bei ihr. Er ist in Kalamazoo und kümmert sich um seine Mutter. Seit Monaten ist er immer wieder bei ihr, pendelt zwischen Michigan und Hatteras Island hin und her und versucht, sowohl die Pflege seiner Mutter zu organisieren, als auch Sandy zu helfen, diesen Laden über Wasser zu halten. Das ist absolut lächerlich. Ihre Familie wohnt hier. Ihre Kinder und Enkelkinder leben hier. Irgendjemand muss Sandy klarmachen, dass es höchste Zeit wird, ihren Verstand einzuschalten.«

»Mutter, du kannst nicht allein nach North Carolina fliegen.«

»Ich fliege nicht. Ich fahre mit dem Auto.«

»Du kannst definitiv nicht nach North Carolina *fahren*.« Ich schätze, diese Fahrt würde zwölf bis vierzehn Stunden dauern. Erst vor zwei Monaten hat meine Mutter ihren Wagen bei einer dreistündigen Fahrt zu meiner Großtante in den Graben gesetzt. Ich vermute, dass sie am Steuer eingeschlafen ist, auch wenn sie das nicht zugibt.

»Oh doch, das kann ich! Es besteht die Gefahr, dass ein Sturm an der Ostküste die Flughäfen lahmlegt. Ich will nicht fliegen und dann dort festsitzen.«

»Und du meinst, mit dem *Auto* zu fahren wäre die Lösung?« Wie das Bild von Onkel Butch, der in seinem alten, klapprigen Kastenwagen den Schotter spritzen lässt, wäre diese Aussage zum Lachen, wenn die Situation nicht so ernst wäre.

»Ja, das ist die Lösung! Und wenn du dir so große Sorgen machst, kannst du ja mitkommen. Wir sind nur ein paar Tage fort.«

Sie sieht mich auffordernd an und plötzlich begreife ich, dass dies der eigentliche Grund ist, warum sie hier ist. Das war von Anfang an ihr Plan.

Kapitel 3

Er ist im Wald. Ich höre, wie er sich im Schatten bewegt. Ein Schauer läuft mir über den Rücken – kalt und eisig streift er wie eine Messerklinge über meine Haut. Nicht so tief, dass er die Haut aufritz, aber so, dass ich eine Gänsehaut bekomme.

Ich ziehe den Stock, mit dem ich den Blätterhaufen durchwühlt habe, schnell heraus und fahre herum, aber ich kann niemanden sehen.

Ist er da? Bilde ich mir das alles nur ein? Wo sind die anderen, die sich an der Suche beteiligen? Wir sollen paarweise suchen. Immer zu zweit bleiben. Es besteht die Gefahr, dass er zurückkommt, dass er versucht, die Spuren, die er hinterlassen hat, auszulöschen oder einzusammeln. Falls es überhaupt irgendwelche Spuren gibt ...

»Wer ist da?«, flüstere ich.

»Elizabeth.« Er kennt meinen Namen. Seine Stimme jagt mir erneut eine Gänsehaut über den Rücken.

Weiß er, wo ich wohne? Wo sind Jessica und Micha? Könnte er zu mir nach Hause kommen und sie entführen, so wie er die kleine Emily einfach entführt hat? War er schon in meinem Haus? Hat er über den Betten meiner ahnungslos schlafenden Kinder gestanden?

»Wer bist du?« Meine Stimme hallt durch den Wald, wird von Schatten und Bäumen zurückgeworfen, steigt zum Baldachin aus Birken und Kiefern hoch, schreckt Vögel auf, die eilig das Weite suchen. »Du gibst sie zurück, hörst du? Du gibst Emily zurück!« Plötzlich werde ich mutig. Ich erwarte, dass er meiner Anweisung Folge leistet.

Auf der Suche nach dem blonden Mädchen vom Flyer lasse ich meinen Blick durch den Wald wandern. Ich kann sie fast sehen,

wie sie durch die Bäume läuft. Wenigstens glaube ich, sie zu sehen, doch dann ist sie fort.

»Elizabeth!« Wieder ruft er meinen Namen. Diesmal lauter als zuvor, hartnäckiger. Seine Stimme scheint vom Himmel über mir zu kommen, von überallher. »Elizabeth!«

Dann packt er mich, drückt meinen Arm, schüttelt mich. Mein Hinterkopf schlägt gegen etwas Festes, das aber trotzdem weich ist. Seine Schulter, denke ich. Jetzt hat er mich!

Wie soll es meine Familie erfahren? Wie wird sie es herausfinden? Wer wird Jessica helfen, ihr Kleid für den Abschlussball auszusuchen? Wer wird darauf achten, dass Micha jetzt, wo er eine Klasse übersprungen hat und die Schule schon in diesem Jahr abschließt, nicht zum Außenseiter wird?

Ich sehe sie im Geiste vor mir, wie sie das ganze Haus auf den Kopf stellen, während Robert seine Zeit im Nordwald verbringt. Wird er nach Hause kommen und die Verantwortung übernehmen, wenn ich nicht mehr da bin?

Ich wehre mich, reiße meinen Ellbogen zurück, schlage um mich und versuche, etwas zu packen – sein Haar, seine Nase, seine Augen. Ich gehe auf die verwundbarsten Körperteile los, wie ich es in den Selbstverteidigungskursen, die mein Arbeitgeber regelmäßig anbietet, gelernt habe.

»Elizabeth, um Himmels willen! Wach auf!« Die Stimme ist hoch und laut. Plötzlich ist es eine Frauenstimme. Die Stimme meiner Mutter.

Mein Kopf schlägt von einer Seite zur anderen, stößt dieses Mal auf etwas Hartes. Ich wache auf, als das Auto in einer hektischen Bewegung schlingend vom unbefestigten Seitenstreifen auf die zweispurige Landstraße zurückkehrt.

Auf beiden Seiten des Asphaltbands ragen Kiefern, Ahorne und Amberbäume wie die Pfähle eines Sichtschutzzauns in die Höhe und lassen nur kurze Blicke auf das zu, was dahinter liegt: ein Haus, eine Scheune, ein Baumwollfeld, weiß leuchtend und bereit für die Ernte, und den Himmel, an dem sich die Abenddämmerung ankündigt.

Neben mir sitzt Mom mit weit aufgerissenen Augen am Steuer. Ihre Hände liegen beide wieder am Lenkrad. Sie wirft mir einen besorgten Blick zu, vor allem aber ist sie gereizt. »Was zum Kukuck ist denn mit dir los? Du kannst von Glück sagen, dass wir keinen Unfall gebaut haben!«

Ich dehne meine Nackenmuskulatur, die ganz steif geworden ist, und setze mich auf, überrascht, dass ich so tief eingeschlafen bin. Dabei hatte ich doch die feste Absicht, wach zu bleiben, darauf zu achten, dass Mom nicht am Steuer eindöst oder abgelenkt wird und gefährliche Manöver veranstaltet. Falls sie den Führerschein abgeben sollte, muss ich das wissen. Auch wenn dieser Gedanke irgendwie sonderbar ist. Wie kann ich die Kompetenz meiner Mutter auf irgendeinem Gebiet infrage stellen? Sie hat immer das Sagen. In der Schule, in der Familie. Auf der Welt.

Ich will gar nicht das Sagen auf der Welt haben oder auch nur auf der Familienfarm. Oder in *ihrem* Leben. Es kostet mich im Moment genug Kraft, meine eigene Familie zusammenzuhalten und in den täglichen Auseinandersetzungen zwischen Mutter und Teenagerkindern keinen bleibenden Schaden anzurichten. Jetzt steuern wir auf eine Ortschaft zu und mein Blick fällt auf ein Werbeschild von *Dairy Queen*. »Wir könnten anhalten und uns ein Eis kaufen.« Überrascht lese ich das nächste Schild, das mir verrät, dass wir einen ganzen Bundesstaat passiert haben, seit ich eingeschlafen bin. »Wir sind in Virginia? Wie lang habe ich geschlafen?«

»Mindestens drei Stunden, vielleicht auch vier.« Mom wirft mir einen vielsagenden Blick zu und runzelt die Stirn. »Ich sage dir schon die ganze Zeit, dass du zu wenig schläfst. Neulich musste ich zur Schule fahren und für Micha ein Formular unterschreiben. Du hast dir zu viel aufgeladen. Kein Wunder, dass du nicht alles schaffst.«

»Diese Unterschrift hätte warten können.« Dass sie mir ein schlechtes Gewissen macht, weil ich angeblich eine schlechte Mutter bin, hat mir gerade noch gefehlt! Hat diese Frau eigentlich eine Ahnung, wie oft ich ihre Unterschrift gefälscht habe, weil sie so mit Sicherheitsabsperren für Sportveranstaltungen,

Schulausschusssitzungen, ihrem Promotionsstudium oder der Tüftelarbeit, für fünfhundert Schüler Stundenpläne zu erstellen, beschäftigt war? Es war wirklich gut, dass meine Geschwister und ich an eine andere Schule gingen und sich unsere Schulsekretärin nie die Mühe machte, die Unterschriften zu überprüfen.

In meinen achtzehn Jahren als Mutter habe ich fünfzigmal mehr Elternabende, Sportveranstaltungen und Theaterproben besucht als meine Mutter bei uns. Es ist wirklich komisch, wie völlig unterschiedlich Familiengeschichten klingen, je nachdem, wer sie erzählt.

»Das Schulsekretariat braucht die Formulare *dann*, wenn es sie braucht. Es ist schon schwierig genug, Hunderte Schüler zu koordinieren, ohne auch noch jedem einzelnen wegen jeder Kleinigkeit nachlaufen zu müssen«, belehrt mich meine Mutter. Diese Fahrt durch vier Bundesstaaten fühlt sich bisher an, als wäre ich mit einer Bärin, die gerade aus dem Winterschlaf erwacht ist, in einer Höhle eingesperrt. Meine Mutter bringt sich für die Konfrontation mit Tante Sandy in Form und benutzt mich als Sparingspartner.

Doch mir reicht es jetzt. »Weißt du was, Mom? Ich habe in kürzester Zeit alles umorganisiert, um dich auf dieser Fahrt zu begleiten. Ich habe mir kurzfristig vier Tage freigenommen und Coral die Wochenendschicht aufgedrückt. Ich habe alles für die Kinder geregelt. Ich habe Robert angerufen, damit er von der Blockhütte nach Hause kommt. Ich muss mir das hier wirklich nicht anhören. Und ganz ehrlich: Noch jemanden, der sich über mich beschwert, kann ich momentan echt nicht gebrauchen, okay?« Die letzten Worte rutschen mir heraus, bevor mir bewusst wird, dass ich völlig die Selbstbeherrschung verloren habe und der abgrundtiefen Angst, die ich zu verdrängen versuche, viel zu nahe gekommen bin. Ich habe mehr offenbart, als ich wollte.

Meine Mutter wirft mir einen neugierigen Blick zu. »Wer beschwert sich über dich?«

»Du hast dich gerade über mich beschwert. Mehr wollte ich damit nicht sagen.« Abblocken. Herunterspielen. Ablenken.

»Du hast gesagt, dass du nicht *noch jemanden* brauchst, der sich über dich beschwert. Es gibt also offensichtlich ein größeres Problem.«

Plötzlich bedaure ich, dass ich nicht einfach weitergeschlafen habe. »Nein. Nichts. Das war nur so dahingesagt.« Wir fahren an *Dairy Queen* vorbei und ich blicke dem Laden über die Schulter hinweg traurig nach. Ein Eisbecher würde mir jetzt wirklich guttun. Mit Schokolade. Viel Schokolade. Vielleicht Schokoeis mit Schokostückchen und darüber Schokoladensoße. Ich brauche dringend Nervennahrung. Irgendwas Tröstendes, Aufheiterndes, das ich mir normalerweise nicht gönnen würde.

»Ist es Robert?« Seit Monaten lässt sie wegen der Situation zwischen Robert und mir nicht locker und bohrt immer wieder nach, warum er so viel fort ist.

Scheinbar ist ihr nie in den Sinn gekommen, dass ich gar nicht wissen will, ob er eine Freundin hat. Wenigstens jetzt noch nicht. Zwei Kinder, die im selben Jahr die Schule abschließen und damit das Ende des Familienlebens einläuten, wie wir es kennen, sind schon genug zu bewältigen. Ich lasse nicht zu, dass irgendeine große Enthüllung mit weitreichenden Folgen meine Kinder in ihrem letzten Schuljahr aus der Bahn wirft. Hat Micha deshalb beschlossen, die Schule ein Jahr früher abzuschließen? Befürchtet er, dass etwas Schlimmes passiert, und will lieber rechtzeitig weg von zu Hause?

»Oh, schau! Da ist ein *Piggly Wiggly!*«, ruft Mom begeistert. Ich bin für den abrupten Themenwechsel dankbar. Mom setzt den Blinker und biegt auf den Parkplatz ab. »Erinnerst du dich an die Zeit, als wir in Biloxi gewohnt haben? Du warst immer ganz aufgeregt, wenn wir zu *Piggly Wiggly* gefahren sind.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern.« Das Leben auf der Familienfarm ist das Einzige, das ich kenne. Die Militärzeit meines Vaters endete, als ich drei Jahre alt war. »Ich war damals noch zu klein, um Erinnerungen an diese Zeit zu haben.«

»Ich fand schon immer, dass *Piggly Wiggly* wirklich ein sehr seltsamer Name für eine Lebensmittelkette ist ...« Ihr Blick wird

andächtig, als sie sich vorbeugt, um das Schild besser lesen zu können. Ihre Augen werden feucht. »Du warst so ein süßes kleines Mädchen ...« Sie beendet den Satz nicht, als wüsste sie, dass auch ich einen Punkt in meinem Leben erreicht habe, an dem ich für einen sehnsüchtigen Blick in die Vergangenheit empfänglich bin. Die Zeit, in der deine Kinder klein sind und du der Mittelpunkt ihrer Welt bist, die Person, die sie am meisten lieben, hat etwas Unbeschreibliches.

»Wir haben damals immer ein Lied gesungen, weißt du noch?«, fragt Mom. »Die Affen rasen durch den Wald. Der eine macht den andern kalt. ...«, singt sie. Da meine Mutter mehrere Jahre in der Vorschule unterrichtet hat, bevor sie selbst Kinder bekam, kennt sie jede Menge Lieder und Kinderreime.

Ihr Gesang weckt in meinem Kopf Erinnerungen, die lange verschüttet waren. Ich stimme in die zweite Strophe ein: »Die Affenmama sitzt am Fluss und angelt nach der Kokosnuss. Die ganze Affenbande brüllt: Wo ist die Kokosnuss? Wo ist die Kokosnuss? Wer hat die Kokosnuss geklaut?«

Am Ende lachen wir gemeinsam und vor meinem geistigen Auge tauchen Bilder auf: Die Hitze des Asphalt steigt neben meinen weißen Kleinmädchensandalen auf, Mom und ich sitzen vor einem Geschäft auf einer Bank und schlecken Waffeleis. Ein unverwechselbarer Geruch liegt in der Luft, den ich auch heute wieder wahrnehme. In Michigan riecht es nicht so.

»Ich glaube, ich erinnere mich doch.« Ein weiteres Bild steigt in mir auf, verschwommen und unscharf: meine Mutter als junge Hausfrau, bevor meine kleine Schwester kam und später mein Bruder. Bevor Mom beschloss, dass ihr das Leben als Hausfrau und Mutter nicht genügt und sie einen Beruf ausüben will.

Bevor das alles kam, gab es einfach eine junge Mutter und ihr erstes Kind und einen ruhigen Sommertag mit Waffeleis. Diese Erinnerungen, die uns miteinander verbinden, werden immer da sein, diese unsichtbaren Fäden. Die krumm genähten Stiche zwischen Mutter und Tochter.

Plötzlich bin ich froh, dass ich zu dieser Fahrt mitgekommen

bin. Das Kokosnusslied hat irgendwie eine heilende Wirkung, auch wenn ich es nicht erklären kann.

»Komm, fahren wir zurück und kaufen uns ein Eis.« Mom wendet auf dem Parkplatz in einem großen Bogen und wir kehren zu *Dairy Queen* zurück. »Das Abendessen kann warten. Schließlich haben wir keine Termine, nach denen wir uns richten müssen.«

Ihre letzten Worte beunruhigen mich, denn ich kenne meine Mutter. Sie fährt nie irgendwohin, ohne vorher einen festen Termin zu vereinbaren. Sie kommt nie zu spät und sie taucht nie irgendwo unangemeldet auf.

Mir wäre nie in den Sinn gekommen, dass sie dieses Mal losgefahren sein könnte, ohne vorher alles geklärt zu haben. Aber ihre Worte ›*Schließlich haben wir keine Termine, nach denen wir uns richten müssen*‹ öffnen mir die Augen.

Sie plant einen Überraschungsangriff. Tante Sandy hat keine Ahnung, dass wir kommen.